

Für den Notiziario della Banca Popolare di Sondrio – Dezember 2008

Michael Steiner, Botschafter dank Grotius

Italien und Deutschland, Welch ein Treffen. Jahrhunderte der Geschichte, der Politik, der Wirtschaft und der Kultur haben die Beziehung zwischen diesen beiden Ländern einzigartig werden lassen. Während unser Land schon immer die Reisenden aus dem Norden fasziniert hat, so gibt es nicht wenige Italiener, die freiwillig oder der Not gehorchend über die Alpen gezogen sind, um dort ihr Glück zu suchen. Sie haben das Gesicht der modernen Bundesrepublik mitgeprägt. Dies weiß Michael Steiner, der dynamische deutsche Botschafter in Italien, sehr gut. Wir treffen ihn in der Villa Almone, seiner Residenz in Rom, und versuchen, ihn in Verlegenheit zu bringen.

Herr Botschafter, wer gewinnt die nächsten Bundestagswahlen in Deutschland?

Die Demokratie. Selbst unter den professionellen Beobachtern kann niemand im Moment eine seriöse Voraussage machen. Und das macht die Sache natürlich auch spannend. Wir haben eine Situation, in der im Grunde genommen alles möglich ist.

Auch eine Regierungsbeteiligung der neuen linksextremen Partei „Die Linke“?

Nein, ich sehe keinen ernsthaften Politiker in Deutschland, der zu einer Koalition mit der Linke auf Bundesebene bereit wäre.

Das war ein kleiner Test, um Ihre Reflexe als Diplomat zu testen. Übrigens, ist dies immer Ihr Wunschberuf gewesen, oder hatten Sie als Kind niemals daran gedacht, Botschafter zu werden?

Als Kind hatte ich niemals daran gedacht. Meine Mutter hatte ganz andere Vorstellungen mit mir. Sie wollte, dass ich Architekt werde, mein Vater hingegen, dass ich in die Wirtschaft gehe. Aber heute entspricht die traditionelle Vorstellung vom Diplomatendienst nicht mehr der Realität und ich bin ein gutes Beispiel dafür. Im Kanzleramt war ich politischer Berater des Bundeskanzlers Schröder, dann habe ich im Auswärtigen Amt gearbeitet, und für die Vereinten Nationen habe ich ganz operative Aufgaben während des Kriegs in Bosnien und später im Kosovo übernommen. Botschafter bin ich eigentlich die wenigste Zeit meines beruflichen Lebens gewesen.

Warum ist heute die traditionelle Vorstellung von der Arbeit als Diplomat veraltet?

Weil es die scharfe Trennung zwischen Außenpolitik und Innenpolitik nicht mehr gibt. Heute besteht eine solche Interdependenz zwischen den beiden Bereichen, dass man diese Trennung gar nicht machen kann. Ich nehme das Beispiel Bosnien: Als ich nach Sarajevo kam, gab es dort weder Wasser noch Strom, und bei den Fenstern fehlten die Fensterscheiben. Zuerst war also Anderes nötig als die diplomatischen Tätigkeiten. Oder nehmen wir die deutsche Wiedervereinigung. Ich hatte das große Glück, in einer wirklich historischen Stunde für Deutschland an der Botschaft Prag zu sein. 1989 ist die Mauer nämlich nicht erst in Berlin gefallen, sondern zuerst in Prag, denn die Leute, die von Ostdeutschland in den Westen wollten, die sind durch Prag gefahren. Als Hans-Dietrich Genscher seine berühmte Rede vom Balkon der Botschaft hielt, als er all den Leuten, die in unserem Garten lagerten, sagte, dass sie frei in den Westen reisen können, war ich dort als Pressereferent tätig. In jenen Tagen waren wir damit beschäftigt, auf dem Botschaftsgelände ein riesiges Lager für Tausende von Menschen zu organisieren. Daran sieht man, dass der Beruf des Diplomaten heute ganz anders

ist als früher und viel mit Innenpolitik und mit operativen Aufgaben zu tun hat. Die Zeit, in der Sie auf einen Empfang gehen und ein Glas Sekt in der Hand halten, um vielleicht vom Gastland nähere Informationen bekommen, ist inzwischen minimal geworden. Die Etikette spielt noch immer eine Rolle, aber sie ist im Vergleich zu den wirtschaftlichen und politischen Fragen zweitrangig geworden.

Sie kommen aus München, wo ich selber wohne. Wenn man mich fragt, wie es mir in München geht, dann antworte ich immer, dass es einem dort als Italiener bestens geht, die Hauptsache sei, über die Preußen zu schimpfen. Scherz beiseite, wenn man in Deutschland lebt, bemerkt man innerhalb des Landes schon ausgeprägte Unterschiede in der Mentalität.

Sicherlich. Die Bundesrepublik Deutschland ist ein Staat mit klarer föderalistischer Prägung. Das war bei der Gründung so gewollt, das spiegelt unsere Geschichte wider, denn die bayerische Monarchie und das Preußische Reich sind historisch ganz unterschiedliche Gebilde, mit sehr unterschiedlichen Dialekten, Küchen und Lebensweisen. Das Stadtbild Münchens hat einen ganz deutlichen italienischen Einfluss, man braucht nur die Ludwigstraße entlang zu fahren, um zu meinen, man sei in Florenz. Berlin und Hamburg sind ganz anders. Traditionell hat sich die Bundesrepublik Deutschland nie so auf ihre Hauptstadt konzentriert, als ob diese der Gipfel einer Pyramide wäre. Die Entscheidung für Bonn, eine Stadt in der Provinz, als Hauptstadt hatte politische Gründe, aber es war immer so, dass daneben auch andere große Zentren eine Rolle spielten. München ist ein solches Zentrum, aber auch Köln, Hamburg, selbstverständlich Berlin, Frankfurt. Die Entscheidung für den Föderalismus hat sich sehr bewährt, denn diese Vielfalt hat in Grunde genommen den Staatsapparat effektiver gemacht. Natürlich tauchen Probleme bei Zuständigkeitsfragen und bei der Koordinierung auf, aber insgesamt herrscht die Meinung vor, dass diese Staatsform dem entspricht, was die Bürger wollen.

Und zwar?

Sie wünschen sich ein gemeinsames europäisches Haus, ein nationales Vaterland, aber sie wollen auch eine lokale und regionale Identität beibehalten.

Neben dem Nord-Süd-Gefälle hat Deutschland ein noch schärferes Gefälle, nämlich das zwischen Ost und West.

Als die Deutsche Vereinigung kann, sagte Willy Brandt, «Es wächst zusammen, was zusammen gehört.». Das stimmt, aber niemand hätte sich damals vorstellen können, dass dieser Prozess so lange dauert. Und ich denke nicht nur an den wirtschaftlichen, sondern auch an den psychologischen Aspekt. Ich glaube, dass beide Aspekte am Anfang in ihrer Tragweite und ihrer Notwendigkeit unterschätzt wurden. Man hat nicht gesehen, welches Engagement erforderlich sein wird, um Lebensverhältnisse anzugleichen, die so weit voneinander entfernt lagen. Wir sind schon weit voran gekommen, aber noch immer nicht am Ziel. Die enormen Wirtschaftstransfers von West zu Ost sind auch psychologisch nicht so einfach zu verkraften. Die einen müssen es erwirtschaften, wobei ja nicht alle wohlhabend sind, und die anderen dürfen nicht das Gefühl bekommen, Almosenempfänger zu sein. Das ist keine einfache Situation, aber es ist wirklich bemerkenswert, was im Osten bereits getan wurde, man denke nur an die Investitionen im Infrastrukturbereich. Bis aber die unterschiedlichen historischen Erfahrungen in den beiden Blöcken überwunden sind, auch in der sozialen Realität, wird noch Zeit vergehen. Der grundlegende Unterschied zwischen den beiden Systemen war, dass in unserem westlichen System ein sozialer Aufstieg möglich war, sofern man sich sehr angestrengt hat, im Osten hingegen konnte man eine gewisse Grundversorgung erreichen,

aber dann war Schluss. Als diese beiden Systemen aufeinanderstießen, gab es Friktionen, gab es Gewinner und Verlierer. Daraus kann man lernen, dass man geschichtliche Entwicklungen nicht mit einen Fingerschnalzen in einem oder zwei Jahren wieder zurückdrehen kann. Etwas Ähnliches habe ich übrigens in Sarajevo erlebt, als ich 1996/97 nach Sarajevo kam, um den internationalen Friedensplan zu implementieren. Es ist mir mehrmals passiert, dass wir mit unterschiedlichen Menschen zusammentrafen, manchmal auch beim Essen, und ich zunächst dachte, ich bin mitten in Europa, wir können ganz normal sprechen. Stattdessen habe ich aber bemerkt, dass diejenigen, die in Sarajevo die Erfahrungen gemacht hatten, eingeschlossen zu sein, abgeschlossen zu sein, wenn von den Bergspitzen um sie herum die Freischärler von Karadzic hinunter geschlossen haben, psychologisch unglaublich verwundbar waren. Wenn ich mit diesen Menschen am Tisch saß und etwas Falsches zur Vergangenheit gesagt habe, dann rasteten sie aus, dann brach diese dünne psychologische Schutzwand einfach zusammen, denn diese Menschen hatten ganz andere Erfahrung gemacht. Natürlich ist die Situation zwischen West- und Ostdeutschland, oder überhaupt zwischen West- und Osteuropa anders, aber die Menschen haben unterschiedliche Erfahrungen gemacht. Und das auch psychologisch zu überwinden, das geht nicht so einfach.

Trotz der Problemen zwischen Ost und West funktioniert der Föderalismus in Deutschland. Könnte das ein Vorbild für Italien sein, wo man zur Zeit sehr viel darüber redet?

Deutschland ist kein Modell für Italien, das sich in einer anderen Situation befindet. Man kann nie ein Modell eins zu eins übertragen. Aber die grundsätzliche Idee, dass man die Dinge, die man auf einer regionalen Ebene lösen kann, auf regionaler Ebene löst, und nicht in einer fernen Zentrale, diese Subsidiarität, die scheint mir für Italien richtig. Ich habe übrigens keinen italienischen Politiker gefunden, der dem Zentralismus das Wort reden würde. Die Frage aber ist, wie man den Föderalismus angeht. Dies kann nicht abstrakt beantwortet werden, denn der Föderalismus muss anknüpfen an die Lebenswirklichkeit, d.h. er kann nicht auf dem Reißbrett entworfen werden, er muss etwas mit den Menschen und ihrem Zugehörigkeitsgefühl zu tun haben. Was ich aber sehe, ist, dass der moderne Mensch vor allem ein Problem hat.

Welches?

Er fühlt sich der Realität entfremdet. Die Globalisierung wischt alles hinweg, alles passiert gleichzeitig und es gibt eine gewisse Uniformierung. Wenn Nokia eine Entscheidung in Finnland trifft, hat das Auswirkungen im Rheintal. Die Menschen haben keinen Zugang zu dieser globalen Ebene, sie fühlen sich Faktoren ausgesetzt, die sie nicht beeinflussen und auch nicht verstehen können. In einer solchen Situation hilft die Subsidiarität. Dazu gibt es jetzt neue immense weltpolitische Akteure. China, Indien und Brasilien sind aufgestiegen, ohne dass wir das groß bemerkt haben, und plötzlich sind sie da! Eines ist dabei klar, keine Region Europas, weder Bayern noch Sizilien, hätte irgendeine Überlebenschance ohne Europa. Der Föderalismus ist ein richtiger Schritt, um der Entfremdung und der mangelnden Partizipation der Menschen entgegen zu wirken, aber wir müssen gleichzeitig Europa stärken. Das mag paradox wirken, ist aber unabdingbar. Es gibt Probleme, die man besser auf europäische Ebene lösen kann, wie z.B. Außenpolitik, Verteidigungspolitik und Klimapolitik. Das sind Fragen, die kein Land national lösen kann. Im Grunde genommen sind wir durch die Globalisierung aufgefordert, der Entfremdung entgegenzuwirken, aber gleichzeitig die Europäisierung voran zu bringen.

Europa besteht aber nicht nur aus Italien und Deutschland, sondern z. B. auch aus Frankreich, das ziemlich zentralistisch ist.

Die Franzosen haben sicherlich ein anderes System, aber wenn ich es richtig verstehe, gibt es auch in Frankreich die Auffassung, dass ein reiner Zentralismus, ein Regieren von der Spitze der Pyramide aus, nicht funktioniert, und in der Tat hat es in Frankreich gewisse Tendenzen gegeben, diese pyramidale Hierarchie aufzulockern und Kompetenzen nach unten zu geben. Aber natürlich gab es in Frankreich andere historische Bedingungen als in Deutschland oder in Italien, da ist der Zentralismus historisch ganz anders gewachsen. Deutschland und Italien sind zwei späte Nationen, in denen die Unterschiede zwischen der Regionen mehr im Vordergrund stehen. Deswegen habe ich gesagt, dass man den Föderalismus nicht am Reißbrett entwerfen kann. Er muss die Lebenswirklichkeit der Menschen widerspiegeln.

Kommen Sie zu Ihrer Geschichte. Wann und wie sind Sie beim Auswärtige Amt eingetreten?

Das war 1981.

Ziemlich spät, denn Sie waren schon 33 Jahre alt.

Für europäische Verhältnisse haben Sie recht, es war ziemlich spät, aber ich habe Jura studiert und das ist in Deutschland ein ziemlich langer Prozess, ich habe zwei Staatsexamen gemacht, und das dauert bei uns viel länger als woanders. Für deutsche Verhältnisse war ich in der Zeitschiene. Was das „Wie“ angeht, war es bei mir so, dass ich auf Völkerrecht spezialisiert war und in diesem Zusammenhang an einem Amnesty-Kongress in London teilnahm. Damals stellte ich mir noch eine Universitäts-Karriere als Völkerrechtler vor. Ich wurde von einem der Päpste der Völkerrechtler eingeladen, Prof. Schwarzenberg. Er war alles, was ein Völkerrechtler werden kann: ein von allen verehrter und berühmter Professor, und außerdem Richter beim Internationalen Gerichtshof in Den Haag. Wir saßen im Garten und er sagte: „Ich zeige Ihnen etwas.“

Was?

Eine Rarität, und zwar einen großen Folianten, ein Original exemplar von *De Maris* von Hugo Grotius (1583-1645). Das war eine Kampfschrift zur Freiheit der Meere gegen die Engländer, so etwas wie die Bibel des Völkerrechts. Er wollte es mir als Beispiel für die Karriere zeigen, die man als Völkerrechtler machen kann. Zuerst wirst du Professor, dann Richter beim Gerichtshof, und am Ende kannst du dir vielleicht ein solches Original gönnen. Ich bin wieder in mein Hotelzimmer gegangen und habe drei Nächte lang nicht geschlafen. Ich bin zu dem Schluss gekommen, dass das nicht das Richtige für mich ist. Ich bin wieder nach München gefahren und am nächsten Tag habe ich mich beim Auswärtigen Amt beworben.

Was geschah mit Ihnen vor dem Grotius-Buch?

Ich verstand, dass ich meine Karriere nicht in der Beschreibung von Dingen beenden wollte. Ich wollte etwas tun. Ich bin sicherlich nicht ein kontemplativer, sondern eher ein operativer Mensch. Aber vor dieser Londoner Erfahrung hatte ich nie daran gedacht, etwas anders als Völkerrechtler zu werden. Übrigens, als ich zurück nach München kam, sagte mir mein Professor Bruno Simma: «Du spinnst. Du wirst nie Diplomat.» Inzwischen bin ich hier, und Simma ist Richter beim Internationalen Gerichtshof.

Unmittelbar vor Rom sind Sie Ständiger Vertreter der Bundesrepublik Deutschland bei den Vereinten Nationen und anderen internationalen Organisationen in Genf gewesen. Gewiss, die UNO befindet sich zur Zeit in keinen guten Zustand. Hat diese Institution eine Zukunft und, wenn ja, welche?

Sie haben ganz recht in der Analyse. Die UNO spiegelt die Situation nach dem Zweiten Weltkrieg wider, aber die Welt hat sich inzwischen vollkommen verändert. Das heißt, die UNO wird um eine Reform nicht herumkommen. Ein anderer Punkt ist eine Entwicklung, die ich sehr interessant finde. Alle ökonomischen Liberalisten haben immer gesagt, dass sich die globalen Prozesse der Marktwirtschaft entfalten sollen, heute aber wissen wir, dass auch die globalisierte Welt gewisse Rahmenbedingungen braucht, die diese Prozesse nicht der Anonymität überlässt. Vielleicht nicht eine Weltregierung – das wird vielleicht in vielen hunderten Jahren kommen, dazu ist die Welt noch nicht reif –, aber ein Rahmen, in dem eine weltweite Zusammenarbeit möglich ist. Denken Sie an Fragen der Klimapolitik und des Weltfriedens, die müssen von einer Institution erfasst werden und können nicht von einzelnen Nationen gelöst werden. Denken Sie an die Gesundheit. Nehmen Sie einen Virus, der irgendwo entstanden ist und einen Menschen befallen hat, der im Flugzeug von Frankfurt aus in Richtung irgendeiner Stadt in Asien fliegt. Wenn Sie da nicht ein globales Alarmsystem haben, dann ist die Krankheit binnen weniger Stunden von einem auf den nächsten Kontinent übertragen. Ich glaube, dass jede Organisation immer nur dann eine Chance hat, wenn Sie die Realität widerspiegelt. Das gilt für Staaten ebenso wie für internationale Organisationen, natürlich mit Zeitverzögerungen. Wenn eine Organisation erstarrt, hat sich schon verloren.

Was sollte also bei der UNO geändert werden?

Zunächst einmal muss sie die neuen Akteure widerspiegeln, die es auf der weltpolitischen Bühne gibt, ich habe sie schon genannt. Ich will übrigens jetzt nicht einer deutschen Mitgliedschaft im Sicherheitsrat das Wort reden, das ist nicht mein Thema. Wenn die neuen Akteure kein Forum in der UNO finden, dann werden sie dies woanders suchen. Zweitens müssen die realen globalen Themen in diesen Foren auch ernsthaft aufgegriffen werden. Wenn ich an die Resolutionen der Generalversammlung denke, welchen Beitrag haben sie für diese Themen geleistet? Die UNO muss im gewissen Sinn entschlackt werden. Aber natürlich setzt das voraus, dass ihre Mitglieder bereit sind, auf den Multilateralismus zu setzen. Italien tut das, Deutschland tut das auch, andere sind da zögernder. Und es ist die Erkenntnis nötig, dass es Fragen auf der Welt gibt, die kein Staat allein voranbringen kann. Aber umgekehrt gilt auch, dass jeder Staat, und sei er noch so abgeschieden von der Welt, bei den globalen Prozessen eine Rolle spielt. Das heißt, jeder muss in Grunde genommen bereit sein, in dem weltorganisatorischen Rahmen mitzuarbeiten.

Auch der UE geht es nicht sehr gut. Viele haben z. B. die Osterweiterung gar nicht verstanden. Was ist Ihrer Meinung nach ein Fehler?

Nein, sie war eine historische Notwendigkeit. Wir können nicht ein zentrales europäisches Land wie Polen draußen lassen, sonst hätten wir nicht ein vereinigtes Europa, sondern nur ein vereinigtes Westeuropa. Natürlich gibt es dabei Anpassungsprobleme, die gelöst werden müssen. Aber unser wirkliches Problem ist, dass es die Vision, die die Vater der EU damals hatten, jetzt nicht mehr gibt. Damals galt die Vision, nie wieder Krieg zu führen, einen gemeinsamen Raum für freien Warenaustausch und freie Reisen zu schaffen, eine gemeinsame Währung zu haben. Europa war zukunftsgerichtet und sprach viele Menschen an, besonders die Jungen. Irgendwie hat jetzt die Revolution ihre Kinder gefressen, wir sind sozusagen Opfer des eigenen Erfolges. Ein Krieg innerhalb der EU ist unvorstellbar, die Grenzen sind offen, Sie brauchen keinen Pass, wenn Sie von Finnland nach Sizilien fahren wollen. Wir haben die gemeinsame Währung, ich kann hier in Rom mit demselben Geld wie in Berlin bezahlen. Atemberaubend ist auch der Punkt, dass unsere Währung gerade in diesen unglaublichen Turbulenzen, die wir in Weltwirtschaftssystem haben, stoisch steht, während alle anderen Schwierigkeiten haben. Ich war ja in der Schweiz, wo jeder dachte, dass der

Franken stabil wie die Schweizer Bergen sei, aber in den vier Jahren, in denen ich dort war, hat er an Wert verloren und der Euro hat sich gehalten. Viele Turbulenzen, die wir als D-Mark, als Lira usw. hätten, bleiben uns dank des Euro erspart. Jetzt sind wir im Jahre 2008 und haben unsere Träume in Europa erfüllt, aber haben wir noch nicht geschafft, den Menschen eine neue Vision zu geben, ein neues Ziel für Europa. Für viele Menschen bedeutet Europa jetzt eine riesige Bürokratie, es bedeutet Entscheidungen, die nicht ganz demokratisch ausgehandelt werden von irgendwelchen Leuten, die niemand kennt. Das Europäische Parlament ist sehr weit weg, die Menschen haben keinen Bezug dazu. Außerdem benutzen Politiker, in allen Ländern, Europa oft als Sündenbock nach dem Schema: „Wir hätte es gerne anders gemacht, aber Europa zwingt uns dazu.“ Wir schaffen es nicht, den Menschen zu sagen, wofür Europa heute steht, weil es die nationalen Egoisten gibt, weil wir keine konkrete Vision haben, die die Menschen interessiert. Zum Beispiel wollen sie nicht die berühmte Vermessung der Banane, sondern, dass Europa nach außen mit einer Stimme spricht. Unseren Erfolg im Inneren Europas müssen wir Europäer als Basis für eine gemeinsame europäische Politik nach außen nehmen. Wir haben dieses Dilemma des Demokratie-Defizits, die langsamen Entscheidungsabläufe, den Reformvertrag, dessen Vermittlung nicht gelungen ist. Aber ohne Europa hätten Italien, Deutschland, Frankreich keine Change gehabt, sich gegen die neuen weltweit agierenden Faktoren zu behaupten..

Soweit ich gelesen und gehört habe, beschäftigen sich sowohl Herr Bundespräsident Horst Köhler als auch Frau Bundeskanzlerin Merkel intensiv mit Afrika. Warum ist der schwarze Kontinent von so großer Bedeutung für Deutschland?

Das ist wahr. Bei Bundespräsident Köhler hat das mit seiner früheren Erfahrung zu tun, er war ja der Exekutive Manager des IWF und hat in dieser Funktion hautnah die Lage in Afrika kennengelernt. Ich glaube außerdem, dass man in Deutschland, aber auch in anderen Ländern Europas erkannt hat, dass Afrika ein Nachbarkontinent ist, von dem man heute nicht mehr sagen kann, man habe mit ihm nichts zu tun. Denken wir zum Beispiel an das Problem der Immigration. Wenn wir vermeiden wollen, dass unkontrolliert Menschen über das Mittelmeer nach Europa kommen, weil es ihnen in Afrika schlecht geht, können wir doch auf lange Sicht keinen Eisernen Vorhang quer durch das Mittelmeer errichten. Es gibt stattdessen nur die Möglichkeit, sich für die Entwicklung Afrikas einzusetzen. Das ist aber nur die Betrachtung eines negativen Aspekts. Der positive Aspekt ist, dass es ein unglaubliches Potenzial auf diesem Kontinent gibt. Afrika schaut nach Europa, auch für eine politische, wirtschaftliche und sonstige Zusammenarbeit. Das Interesse für Afrika ist in Deutschland gewachsen, denn nachdem der eiserne Vorhang in Europa gefallen ist und nachdem wir uns mit der deutschen Wiedervereinigung und mit der europäischen Vereinigung beschäftigt haben, weitet sich jetzt der Blick. Wir sind von den Entwicklungen in Afrika betroffen. Das hat natürlich auch mit der Globalisierung zu tun. Man muss einfach weiter über den eigenen Tellerrand hinaus schauen, als dies in den Sechziger und Siebziger Jahren der Fall war.

Reden wir jetzt über Rom. Wie haben Sie den Umzug vor der Amtsübernahme vorbereitet? Haben Sie etwas gelesen, um sich auf Italien vorzubereiten?

Ich gestehe, dass ich ein großes Manko habe, ich kann leider kein Italienisch. Als mir gesagt wurde, dass ich nach Rom versetzt werde, konnte ich vielleicht drei Wörter italienisch, einfach deswegen, weil man als Münchener häufig nach Italien als Nachbarland fährt, aber ich konnte kein Italienisch. Das erste, was ich gemacht habe, war ein Schnellkurs in Mailand, der allerdings nur drei Wochen dauerte. Und natürlich habe ich viel gelesen über Italien. Historische Bücher...

Welche?

Da möchte ich mich zurückhalten, sonst vergesse ich vielleicht, das eine oder das andere zu erwähnen, und dann gibt es Ohrfeigen! Mein Dilemma war, dass Deutschland die EU-Präsidentschaft bis zum Sommer 2007 innehatte, und an einem multilateralen Ort wie Genf sind Sie da voll eingespannt für die 27 Staaten, die verhandeln müssen. Ich hatte also gar nicht viel Zeit, mich vorzubereiten. Ich erinnere mich, dass mein französischer Kollege in Berlin etwas ganz Tolles gemacht hat. Er war 5 Jahre Botschafter in Berlin und war vor der Amtsübernahme ein halbes Jahre beurlaubt, und in dieser Zeit hat er mit seiner Frau anonym in Deutschland gelebt, um die Sprache und das Land kennen zu lernen. Ich hatte leider nicht dieses Glück. Auf der anderen Seite ist es natürlich schon so, dass man hier als Botschafter viel reist und dadurch auch viel kennenlernt.. Aber ganz verstanden habe ich Italien noch nicht, das wird sicherlich noch lange dauern. Aber manche Italiener verstehen auch nicht alles, was hier passiert.

Man behauptet ja, dass Italiens Politik und Gesellschaft für Ausländer schwer zu verstehen ist...

Ja. Es gibt eine Eigenheit, die es für uns Deutsche schwierig macht, die Dinge zu verstehen. Wir sind eigentlich gewöhnt an das Prinzip „What you see is what you get“, d.h. es gibt eine politische Bühne, und auch wenn es verschiedene Interesse gibt und auch wenn jemand verdeckt spielt - das gibt es auch bei uns – glaubt man im Wesentlichen, dass das, was man sieht - mit einigen Tricks – eben das politische Spiel ist. Hier in Italien hat das nicht Sichtbare eine größere Bedeutung als bei uns. Es gibt viele Dinge, die man nicht sofort verstehen kann, wenn man nicht weiß, was sich hinter der Bühne abspielt. Es gibt manchmal Positionen oder Positionsänderung auf der sichtbaren Bühne, die Sie eigentlich nur verstehen können, wenn Sie wissen, was hinter der Bühne alles gelaufen ist. Dieses Element gibt es in allen Staaten, aber in Italien, glaube ich, ist es stärker. Man muss sich mehr anstrengen und hinter die Kulissen schauen.

Treffen Sie sich ab und zu hier in Rom mit Ihrem Landsmann Ratzinger, um in Ihrer Sprache zu reden? Wie denken Sie über die Tatsache, dass er in Italien praktisch jeden Abend in den Nachrichten erscheint, während er bei Ihnen zu Hause eine viel geringere Bedeutung in der Öffentlichkeit hat?

Ich könnte sogar mit seiner Heiligkeit im selbem Dialekt sprechen, aber ich glaube nicht, dass der Papst die Zeit hat, mit dem deutschen Botschafter zu sprechen, zumal er einen unmittelbareren Ansprechpartner hat, unseren Botschafter im Vatikan, dessen Kreise ich selbstverständlich nicht stören will. Aber um auf Ihre Frage zurück zu kommen: Unsere Erfahrung ist, dass der Besucherstrom von Deutschland nach Italien angeschwollen ist, seitdem wir einen deutschen Papst haben. Ich glaube, dass der Papst auch in Deutschland auf eine erhebliche Aufmerksamkeit stößt, und das zumal in Bayern. Aber Sie haben natürlich Recht, wenn Sie die spezifische Rolle der Kirche hier in Italien ansprechen, die ist anders in Deutschland. Der erste Unterschied ist, dass es in Italien keine katholische, sondern nur die Kirche gibt. In Deutschland spricht man von der römisch-katholischen Kirche oder von dem evangelisch-lutherischen Bund. Unter Kirche in Deutschland versteht man etwas Plurales, zumindest zwei Kirchen. Das ist schon ein sehr großen Unterschied. Der zweite Unterschied ist natürlich die historische Realität des Vatikans in Italien, mit dem Einfluss, den die Kirche hier hat und nicht in Deutschland, zumindest nicht in diesem Maße

Seit Ihrer Ankunft ist mehr als ein Jahr vergangen. Hat sich Ihre Vorstellung von der italienischen Gesellschaft in dieser Zeit geändert?

Sie hat sich insofern geändert, als sie sich vertieft hat. Man hat immer Klischees, wenn man aber in einem Land lebt, wird alles diffiziler, man kann nicht mehr nur mit Ja oder Nein antworten, sondern alles wird vielschichtiger. Ich glaube, in Rom als Diplomat auf Posten zu sein, ist eine der tollsten Aufgaben, die es überhaupt gibt, weil dieses Land so heterogen ist. Man ist nicht Botschafter in Rom, sondern in Italien, und wenn man die Städte in Norditalien, in Sizilien, in Sardinien, diese unglaubliche Vielfalt, die Unterschiedlichkeit der Menschen mit ihren Dialekten und Sprachfärbungen kennenlernt, ist das ein großer Reichtum. Gemeinsam ist den Menschen in Europa, dass sie ein vernünftiges Leben und ein Einkommen, das bis zum Ende des Monats reicht, haben wollen. Sie wünschen sich anständige Lebensbedingungen und eine gute Erziehung und Ausbildung für ihre Kinder. Das ist überall ähnlich. Aber dann gibt es natürlich Unterschiede, und hier in Italien ist es frappierend, wie die Lebensverhältnisse zwischen denen im Norden und denen im Süden abweichen, die Unterschiede reichen bis in die Sprichwörter hinein, und trotzdem sind die verschiedenen Orte Teile derselben Kultur und wurzeln in einer gemeinsamen historischen Basis.

Als Deutscher habe ich hier gelernt, dass es nicht bei jedem, aber bei vielen eine unglaubliche Herzenswärme gibt, ein Taktgefühl, ein Gespür für die Interessen des anderen, ein Mitgefühl, das bemerkenswert ist und das ich so nicht erwartet hatte, denn natürlich gibt es auch hier eine Ellenbogengesellschaft. Der Straßenverkehr kann ziemlich rücksichtslos auf jemanden wirken, der aus dem Ausland kommt, aber es gibt eben auch den anderen Aspekt. Es fällt auf, dass es einen großen Unterschied zwischen der privaten und der öffentlichen Ebene gibt. Die Italiener haben ein gewissen Zug zum Anarchistischen, keine Frage, aber dieses Taktgefühl, die Anteilnahme an den anderen, das ist eine großartige Eigenschaft der Italiener.

Sind Sie zufrieden mit der Berichterstattung über Deutschland in der italienischen Presse und mit der über Italien in den deutschen Zeitungen?

Ich finde es gut, dass der deutsche Pressechor hier in Italien einer der größten ist, die wir als Deutsche haben. Das Interesse der Medien für Italien ist sehr groß und betrifft den Bereich der Künste, die Beobachtung der alltäglichen Verhältnisse und die Politik. Beide Länder haben gute Korrespondenten, aber das Interesse der italienischen Medien für Deutschland ist geringer als umgekehrt. Es mangelt an Quantität, aber ich habe sehr kluge Beobachter kennengelernt. Ein Problem für das gegenseitige Verständnis vor dem Hintergrund unsere Verflechtung und der Geschichte unsere Länder ist das der Klischees. Es gibt verschiedene Gründe, warum man sie benutzt. Klischees sind festgefrorene Vorstellungen, Bilder die man mit sich weitertransportiert, weil es so einfacher ist, denn man muss sich dann nicht mit der Realität auseinandersetzen. Also die Teutonen, die stur sind, und die Italiener, die das Dolce Far Niente lieben. Das hat nichts mit der Realität zu tun, aber ist es einfacher. Es gibt aber auch noch ein anderes Problem, nämlich die wachsende Neigung unserer Medien, sich zu sehr auf die Ferne zu konzentrieren und dabei die Nähe zu vernachlässigen. Ich meine damit, dass das Fernweh, mit dem wir uns mit China auseinandersetzen, nicht dazu führen darf, dass wir uns das Nahe nicht mehr anschauen, weil wir denken, darüber schon alles zu wissen. Das aber machen wir aber im Moment in Europa.

Vor einiger Zeit hatten Sie in der Botschaft die Buchvorstellung *Deutschland-Italien, eine schleichende Entfremdung* veranstaltet. Einige wie z. B. Herr Prof. Gian Enrico Rusconi meinen, dass sich die beiden Länder in der letzten Zeit entfremden, anderen wie z. B. Herr Prof. Hans Woller meinen, dass es zwischen Deutschland und Italien immer noch ein besonderes Verhältnis gibt. Ich wäre interessiert, Ihre Meinung darüber zu hören. Wenn möglich, Ihre Meinung als Michael Steiner, ansonsten geht auch Ihre Meinung als Herr Botschafter der Bundesrepublik Deutschland.

Die beiden Meinungen decken sich ziemlich weitgehend. Ich glaube nämlich, dass beides richtig ist. Auf der einen Seite entwickeln sich die Dingen sehr gut. Ich denke an die wirtschaftliche Verflechtung, an die Gastronomie in Deutschland, die durch Italien verändert wurde, an die Architektur und an die Autos, die man gerne fährt. Wir sind sehr vernetzt und dies intensiviert sich noch weiter. Aus der anderen Seite ist es wahr, dass wir mehr tun müssen bei der Zusammenarbeit der Parlamente und bei der Entwicklung gemeinsamer Initiativen auf politischer Ebene. Also, ich glaube, dass beide Meinungen richtig sind. Die Beispiele, die die Exponenten der beiden Thesen vertreten, stimmen ja, deswegen würde ich nicht einer Seite den Vorteil geben. Wir beobachten uns, aber wir müssen die Tiefenschärfe noch besser einstellen. Wir werden nicht mehr darum herum kommen, uns genauer anzuschauen. Es darf auch nicht sein, dass ein Korrespondent einer Zeitung seine Artikel nur verkaufen kann, wenn er gleichzeitig ein Klischee mitbedient. Solche Fälle haben wir. Berichterstattungen aus Deutschland, aus Berlin, immer mit irgendeinem Nazi-Bezug, oder Berichterstattungen aus Italien immer automatisch mit dem Mafia-Bezug oder zumindest mit Anspielungen. Da müssen die Redaktionen sich ihrer Verantwortung bewusst werden.

Wie würden Sie, außerhalb der klischeehaften Darstellungen, die Italiener den Deutschen „erklären“?

Ich glaube, wir Deutschen können von den Italiener lernen, und das ist wieder nah an den Klischees, auch in schwierigen Situationen vernünftig zu leben. Hinsichtlich der Lebenskunst können wir etwas lernen, die Italiener sind uns da überlegen. Sicherlich haben sie ein besseres Stil-Empfinden. Wir können vielleicht besser Maschinenabläufe organisierten, und teilweise ist auch das ein Klischee, aber es trifft zu. Dass dies so ist, ist spannend, und macht vielleicht das Geheimnis in der Beziehung zwischen Italien und Deutschland aus. Es sind keine totale Unterschiede, sondern nur graduelle. Wenn wir diese zusammen bringen können, wären wir wirklich fast ein ideales Team und könnten sehr erfolgreich sein. Das gilt in der Kunst, in der Wirtschaft, das kann auch in der Politik sein. Gemeinsame Initiativen von Italien und Deutschland können sehr erfolgreich sein, nicht weil wir grundsätzlich unterschiedlich sind, das ist ja eine Illusion, sondern wegen bestimmter Unterschiede, bei denen wir uns wunderbar ergänzen können, und dies nicht nur so, dass einer zu dem anderen passt, sondern so, dass etwas Neues entstehen kann, das einen qualitativen Mehrwert bringt. Übrigens können Sie dies an den Ehen sehen, deutsch-italienische Ehen funktionieren ganz gut. Wenn wir zusammen arbeiten, dann machen wir gerade etwas, das Europa ausmacht. Es entsteht ein Mehrwert durch unsere unterschiedlichen Nuancen. Es gibt einen Grund dafür, dass sich junge Italiener in Berlin wohl fühlen und Deutsche gerne hier sind. Wenn sie zu unterschiedlich wären, dann hätten sie miteinander nichts zu tun, wenn sie zu identisch wären, dann wären sie füreinander langweilig.

Seitdem Sie Ihre diplomatische Laufbahn begonnen haben sind 25 Jahre vergangen. Wie sehr und in welcher Hinsicht hat sich Ihrer Meinung nach das Bild Deutschlands in der Welt in dieser Zeit geändert?

Als ich anfang, war es ein anderes Deutschland, nämlich West-Deutschland. Wir hatten in Europa den eisernen Vorhang. Heute können viele sich gar nicht mehr erinnern, dass die Welt in zwei Lager geteilt war. Ich kam aus dem westlichen Teil Deutschlands, dort ist auch mein Selbstverständnis geprägt worden. Als ich im Auswärtigen Dienst anfang, befanden wir uns nach dem allgemeinen Verständnis noch in der Nachkriegszeit, obwohl es 1982 war. Wir waren in der UNO und in der Europäischen Gemeinschaft, aber im Hintergrund gab es immer noch so kleine Vorbehalte uns gegenüber aufgrund unserer Verantwortung. Heute ist es so, dass wir die Verantwortung noch immer haben und uns daraus auch nicht eigenmächtig

entlassen dürfen, aber dass unwillkürlich eine Sekunde gezögert wird, wenn man mit einem deutschen Diplomat zu tun hat, das gibt es heute nicht mehr. Wir haben glücklicherweise einen großen Vertrauensvorschuss bekommen und die Reserviertheit, die man immer noch spüren konnte, als ich anfang, ist jetzt nicht mehr wahrzunehmen. Damit möchte ich jedoch nicht sagen, dass wir jetzt weniger Verantwortung haben oder dass wir unsere Geschichte wegstellen können. Das können wir nicht tun, dazu waren die Naziverbrechen zu einmalig.

Deutschland 2008. Wie verhält sich Ihr Land zu seiner heiklen Geschichte des letzten Jahrhunderts?

Wenn es eine innenpolitische Errungenschaft in Deutschland gibt, dann vielleicht die, dass die Deutschen in den fünfziger Jahren, und mit dem Anstoß von außen, im allgemeinen verstanden haben, dass sie nur dann Souveränität, Freiheit und einen klaren Blick nach vorn erlangen werden, wenn sie in den Spiegel schauen und Verantwortung gegenüber ihrer eigenen Geschichte übernehmen. Hierzu hat auch die 68er-Generation ihren Beitrag geleistet. Es gab in den Schulen, in der Kunst, in den Diskussionen und den politischen Gesprächen ein sehr seriöses Bemühen, sich mit seiner Vergangenheit auseinanderzusetzen, auch wenn dies vielleicht am Anfang noch nicht so ausgeprägt war. Das hat uns geholfen. Denn ein Land kann Teile seiner Vergangenheit nicht auf Dauer unter den Teppich kehren. Nur wenn wir den Mut haben, auch die dunklen Seiten der eigenen Identität anzuschauen, können wir sie überwinden. Wir können uns nicht nur den Goethe oder den Hesse oder den Beethoven als Grundlage für unsere Identität herauspicken, auch der Nationalsozialismus ist Teil unserer Geschichte. Ich finde, dass dieser Prozess summa summarum in Deutschland nicht schlecht gelaufen ist.

Die italienische Stadt Boves hat im April dieses Jahre eine Straße dem Graf Stauffenberg gewidmet...

Da war für mich eine wirklich bewegende Erfahrung in einer Stadt, die so viel erlitten hat. Man ist immer geneigt, bestimmte Orte als Symbol für die Nazi-Verbrechen in Italien zu nehmen, und vergisst dabei andere. Aber Boves war ein Ort, wo schlimme Sachen passiert sind. Ich war gekommen, um auf Einladung der Stadt anlässlich der Eröffnung dieses Platzes eine Rede zu halten, und unter dem Publikum waren einige Widerstandskämpfer, auch ein jüdischer Widerstandskämpfer, der mir vor der Rede gesagt hat: „Mir wäre lieber gewesen, Sie wären nicht gekommen“. Ich habe dann gesprochen, sie saßen im Publikum, und ich sah, wie manche zu weinen anfangen. Anschließend sind sie zu mir gekommen und haben mir ihre Widerstands-Abzeichen gezeigt, das war so ein befreiender Prozess ...

Für wen?

Für sie, aber auch für mich! Ich habe natürlich etwas gesagt zu dem deutschen Widerstand und zu Deutschlands Schuld. Trotz der negativen Erfahrungen der Vergangenheit ergeben sich zu diesen Ereignissen plötzlich positive Entwicklungen. Als der jüdische Widerstandskämpfer plötzlich weinte, war das wie eine Befreiung für uns beide. Dass eine Stadt, die unter uns so gelitten hat, eine solche eine Initiative macht, das ist bemerkenswert.

Kehren wir jetzt in die Gegenwart zurück. Es ist bekannt, dass in Deutschland sehr viele (um die 600.000) Italiener wohnen. Die meistens sind Gastarbeiter und ihre Kinder, aber es ziehen auch immer mehr Manager und Freiberufler nach Deutschland. Was für Deutsche bevölkern aber die Halbinsel? Wie viele sind es? Was treiben sie hierzulande?

Wenn Sie als Botschafter in ein Land gehen, dann haben sie dort normalerweise eine „National Community“. Der türkische Botschafter in Berlin hat eine riesige Gemeinde zu betreuen. Ich muss Ihnen sagen, dass wir viele Konsularfälle haben, beispielweise Deutsche, die beklaut wurden. Das sind viele, weil die Deutschen das größte Kontingent an Touristen in Italien stellen. Da ist eine Menge zu tun, aber das Thema, das Sie aufwerfen, ist für mich eigentlich keines. Selbstverständlich kommen zum Nationalfeiertag viele Deutsche, aber wir haben hier kein „Little Germany“. Ich kann Ihre Frage gar nicht beantworten. Es ist nicht so, dass die Deutschen als Gruppe auftauchen. Das spricht sehr für die Integration. Die 65.000 Deutschen in Italien fühlen sich nicht wie eine Minderheit, sondern wie ein Teil Italiens. Es gibt unter ihnen viele mit einem zweiten Wohnsitz in Italien, viele Freiberufler und viele Frauen, die nach dem Studium hier hängengeblieben sind.

Welche Ziele verfolgt Ihre Botschaft neben den bürokratischen Angelegenheiten?

Es wurde einmal die Frage gestellt, ob wir in Zeiten einer zusammenwachsenden europäischen Integration in der EU noch Botschaften brauchen. Die Antwort ist Ja. Die Aufgabe dieser Botschaft ist es, die Nähe zwischen Deutschland und Italien zu pflegen. Es gibt auch in dieser unmittelbaren Nachbarschaft Dinge, die wir sehen müssen, sonst verlieren wir die Nähe zueinander. Durch Diskussionsveranstaltung, durch die Darstellung Deutschlands über das Klischee hinaus, durch Public Relations. Unsere Aufgabe ist es, ein Anwalt Deutschlands in Italien zu sein. Mit Deutschland meine ich nicht nur Berlin und die Politik, sondern das ganze Land. Aber umgekehrt sind wir auch ein Anwalt Italiens in Deutschland. Ja, ein deutsch-italienischer Anwalt für beide Länder. Es ist uns wichtig, dass die Italiener uns sehen, deshalb reise ich oft in die vielen Regionen Italiens. Mein Interesse gilt insbesondere dem Verkehrswesen, dem Luftverkehr und dem Eisenbahnverkehr. Außerdem allen Themen, wo sich europäische Perspektiven ergeben. Wir haben auch eine gemeinsame Aufgabe, nämlich gegen die Uniformierung der Sprachentwicklung anzugehen. Dass Europa so viele verschiedene Sprachen hat, das ist ein großer Reichtum. Wir müssen alles daran setzen, dass die Deutschen nicht aufhören, Italienisch zu lernen, und umgekehrt. Nur auf Englisch zu kommunizieren bedeutet, auf einen kulturellen Hintergrund zu verzichten.

Dennoch „deutsche Sprache, schwere Sprache“. Wenn Sie einen jungen Italiener überzeugen sollten, Ihre Sprache zu lernen, welche Argumente würden Sie ihm vorbringen?

Anche la lingua italiana non è così facile! Als Erstes würde ich ihm sagen, „Fahren Sie einfach nur nach Berlin und schauen Sie sich mal an, was da passiert. Was architektonisch, in der Kunst, in der Politik stattfindet.“ Ich glaube, durch einen Vier- oder Fünf-Tage-Aufenthalt in Berlin hätte ich ihn überzeugt, mein Land sprachlich besser zu verstehen. Und natürlich ist es auch ökonomisch interessant, Deutsch zu lernen, da es diese enge Verflechtung gibt und weil Deutschland sicherlich in den Entwicklungen und in der Forschung in Europa eine wichtige Rolle spielt. Sie haben auf dem Berufsmarkt einfach bessere Chancen, wenn Sie Deutsch sprechen.

Irgendwann kehren Sie in Ihre Heimat zurück. Gibt es ein Projekt, das Ihnen während Ihrer Amtszeit in Rom besonders wichtig ist?

Meine Ideal-Vorstellung wäre, den Italienern vielleicht im Rahmen einer kulturpolitischen Initiative zu zeigen, wie groß ihr Einfluss in Deutschland ist. Es gibt so viele italienische Architekten, Köche, Arbeiter und Wirtschaftsführer, die dazu beitragen, dass Deutschland das ist, was es jetzt ist. **Alessandro Melazzini (alessandro@melazzini.com)**